



VERWEIS

Der Tod ist in der Regel tödlich

Die Erinnerungen beginnen wild zu strömen, und am Ende des Tunnels leuchtet ein schönes Licht. „Nahtoderfahrungen – Mythos oder Realität?“ Kann die Forschung solche Erlebnisse überhaupt messen und einordnen? Gute Fragen, die der Neurologe Birk Engmann stellt und wohl auch beantworten wird bei seinem Vortrag in der Urania, heute Abend um 19.30 Uhr. Die Kollegen von der *Welt* haben sein Buch zum Thema, das medizinische und religiöse Aspekte beleuchtet, schon gelesen und sind zum Schluss gekommen: „Der Autor belegt überzeugend, dass diese Erfahrungen neurologisch erklärbar sind und nicht mit dem Jenseits zu tun haben. Er wendet sich gegen esoterische Überhöhungen, aber nicht gegen Religion.“

BERLINER SZENEN

TOM SCHILLING

So wie die Jungs

„Ich möchte auch mal, dass Michael Gwisdek sich in der Kneipe neben mich setzt und mir eine Geschichte erzählt“, sage ich zu Frieda. Wir kommen gerade aus „Oh boy“, dem neuen Berlin-Film mit Tom Schilling. „Bei dem Trinkverhalten sieht dir schlecht aus“, meint Frieda und zeigt auf meine heiße Zitrone mit Honig. „Ja, Entschuldigung, mir ist kalt!“, sage ich.

Eigentlich wollte ich ja in den neuen Tom-Hanks-Film gehen, „Cloud Atlas“, so mit Rums! und Bilderspektakel. „Wie lange geht'n der?“, hatte ich aber vorsorglich an der Kasse gefragt, als ich die Karten abholen wollte. Das kommt von meiner Volksbühnen-Sozialisation. Ich frag immer, wie lange es dauert. Weiß man nie, zu welchen Sadismen die Regisseure fähig sind. Und wenn sie bei Castorf sagen: „Kann bis halb zwölf gehen“, mit Betonung auf „kann“, dann weiß man schon, dass es irgendwelche Endlosigkeiten geben wird.

„Bis viertel zwölf ungefähr“, sagte die Frau an der Kinokasse. Ich schluckte. „Gibt's 'ne Pause?“, fragte ich. Die Kassensfrau drehte sich zu ihrer Kollegin um: „Du, Katrin, gibt's bei ‚Cloud Atlas‘ 'ne

Weiß man nie, zu welchen Sadismen die Regisseure fähig sind

Pause?“ – „Nee, ick gloobe nich“, sagte Katrin. „Ach du Kacke!“, sagte ich. „Drei Stunden sitzen? Da krieg ich ja Thrombose! Habta nich was Kürzeres?“ – „Guck doch den ‚Oh boy!‘“, sagte die Kassensfrau. „Mhm“, murmelte ich, „mich nervt der Schilling nur manchmal. Ich kann einfach zu viele Typen, die so sind wie die Jungs, die er spielt?“ – „Ja, jeht mir ooch so“, sagte die Kassensfrau, „aber hier issa echt super.“

Dann sind wir fast nicht reingekommen, weil es in den Hackeschen Höfen keine Sitzplatzreservierung gibt und der Saal bis auf den letzten Platz ausverkauft war. „Entschuldigung!“, brüllte Frieda quer durch den Saal, „könnten Sie da hinten vielleicht aufrutschen, damit wir hier nebeneinandersitzen können?“ Gemurmelt, Bewegung, Jackengeräuschel. Dann ging der Film los: so was Schönes!

LEA STREISAND

Mein Kind ist geiler als dein Kind

FIL Über die Feiertage präsentiert Fil im Babylon Mitte „Das Beste aus 20 Jahren“. Es werden viele Klassiker zu hören sein, die Gefahr der Langeweile besteht allerdings nicht: Dafür improvisiert Fil zu wild

VON THOMAS WINKLER

Sharkey sieht die Sache vermutlich so: besser spät als nie. Erst zur Zugabe kriegt er doch noch seinen großen Auftritt. Das muss man nutzen, da muss man sich ranhalten. Also übernimmt er die Chose. Degradiert diesen glatzköpfigen Typen zum Nebendarsteller, schließlich hat der offensichtlich nicht das geringste bisschen Talent zum Bauchredner. Scheiße, man hat's schon schwer als Hai.

Eine Zeit lang hatte Der schlaue Fil seinen Kompagnon Sharkey aus seinem Bühnenprogramm verbannt. Die kleine, graue, aber selbstbewusste und schlagfertige Handpuppe schien ihrem Erfinder und Dompteur bisweilen den Rang abzulaufen. Der eine drohte zum größeren Star zu werden, der andere wurde neidisch. Aber Fil weiß, was er seinem Publikum schuldig ist. Ein Programm, das sich „Das Beste aus 20 Jahren“ nennt, wäre nicht komplett ohne den alten Kumpel Sharkey. Allerdings waren bei den Auftritten im Mehringhof-Theater im November die Spannungen zwischen den beiden nicht zu übersehen.

Tatsächlich ist es ja so: Das, was Philip Tägert auf der Bühne als Fil veranstaltet, ist weitgehend improvisiert und garantiert ungeübt. Es ist zwar Programm, jeden Anflug von Professionalität zu vermeiden. Aber im reifen Alter von 46 Jahren hat Fil seine sehr spezielle Form der nicht perfekten Bühnenkunst so perfektioniert, dass eine Figur wie Sharkey nicht nur ein Eigenleben entwickelt, sondern tatsächlich lebendig wird. Man lacht nicht nur über den Handpuppenhai, sondern fühlt irgendwann mit, wenn das keifende, krächzende Stück Stoff an der Dämlichkeit seines Herrn und Meisters verzweifelt.

Deshalb wird man auch sehen müssen, ob sich Sharkey bei den weiteren Aufführungen von „Das Beste aus 20 Jahren“ tatsächlich in die Zugabe verbannt lässt. Der hat schließlich einen eigenen Willen, und das Programm ist bei Fil sowieso immer im Fluss, kein Abend ist genau



Fil in seiner neuen Heimat, Prenzlauer Berg. Über den dortigen Lifestyle gibt's viel zu erzählen Foto: Sonja Trabandt

wie der vorherige. Das Best-of ist insofern eh eine Mogelpackung, weil es Fil bloß als Entschuldigung nutzt, genau das auf die Bühne zu bringen, wozu er gerade Lust hat. Ein Konzept, das man schon aus seinen sonstigen Shows kennt und nun dazu führt, dass man neben wenig Neuem die meisten der Songs und Stand-up-Nummern wie das legendäre Reinhard-Mey-Imitat oder die Hamburger-Schule-Par-

Fil ist nach Prenzlauer Berg gezogen, hat ein Kind bekommen und begonnen, den eigenen Lebensstil und den seiner neuen Nachbarn durch den Kakao zu ziehen

odie zwar schon kennt. Aber halt nur irgendwie, denn vieles ist so modifiziert und spontan überarbeitet, dass es wie aus dem Stehgreif frisch erschaffen scheint.

So wird der die „Lassen Sie mich durch, ich bin Vatergeneration“ karikierende Klassiker „Mein Kind ist geiler als dein Kind“ eingeleitet von einer ewig dauernden Ansage, die überraschend wenig mit den Eltern von Prenzlauer Berg zu tun hat. Aber

keine Angst: Zum Ausgleich gibt es auch noch den Song von der Frau, die noch ohne Kindersitz, aber mit viel Angst durchs gentrifizierte Viertel radelt und denkt: „Bloß nicht anhalten! Bloß nicht schwanger werden!“

Tägert mag im liebevoll „Getto“ genannten Märkischen Viertel aufgewachsen sein, aber längst ist er umgezogen nach Prenzlauer Berg, hat ein Kind bekommen und dann begonnen, den eigenen Lebensstil und den seiner neuen Nachbarn durch den Kakao zu ziehen. Damit hat er in den vergangenen Jahren ein Publikum erreicht, das ihm zuvor verschlossen geblieben war, das mit dem Fil, der in den neunziger Jahren Kultstatus erreicht hatte, wohl ebenso wenig hätte anfangen können wie mit seinen aktuellen „Didi & Stulle“-Comics, die zwar immer noch tapfer alle zwei Wochen im Stadtmagazin *Zitty* erscheinen, aber es mittlerweile selbst den leidenschaftlichsten Anhängern sehr schwer machen ihnen zu folgen.

Aber auf der Bühne findet Fil die Balance zwischen eingängigem Witz und seinen typischen abwegigen Verirrungen. Die neuen Fans geben sich Mühe, seinen mäandernden Diskursen über Speiseeissorten oder subkulturelle Distinktionskodes zu folgen. Entschädigt werden sie dafür mit Zerrbildern ihrer selbst. Denn es ist ein Publikum, das über sich lachen kann, wemöglich sogar lachen muss. Vielleicht glaubt es auch, mit einem solchen Abend Abbitte leisten zu können für den eigenen bigotten Lebensentwurf.

Das sind die Momente, in denen Fil einem klassischen Kabarettisten am nächsten kommt. Aber bevor der Spiegel, der Gesellschaft und Publikum vorgehalten wird, zu schwer wird, reaktiviert der ewige Punk in Tägert gerade noch rechtzeitig wieder Renitenz, Absurdität und seinen räumigen Berliner Humor. Und nicht zuletzt gibt es ja noch Sharkey, der seinem Zuflüsterer im Notfall den Arsch rettet.

■ „Die Fil-Show: Das Beste aus 20 Jahren“, 20., 22., 23., 26.–31.12., 20 Uhr, Babylon Mitte, 16–28 Euro

Tiere an Salat

KUNST Zu viel, zu nah, zu intim: Ein genauer Blick auf die Rituale des Alltags steckt in den Skulpturen und Videos, die Katharina Moessinger und Elisabeth Mathewes unter dem Titel „Übermaß“ in der Kommunalen Galerie zeigen

Weihnachten ist ein Fest, und Feste leben vom Übermaß: an Speisen, an familiärer Nähe, an geforderten Gefühlen. Da passt es gut, dass sich unter dem Titel „Übermaß“ zwei Künstlerinnen zusammengefunden haben, die sich mit dem Stoffwechsel des Körpers und dem Haushalt der Gefühle beschäftigen: In den Skulpturen von Katharina Moessinger und den Video-Performances von Elisabeth Mathewes gerinnen die Wahrnehmungen des Zuviel, Zunah, Zuintim, die so schnell zu Begleiterscheinungen von Familienfeiern werden können, zu speziellen ästhetischen Formen. Das ist witzig, skurril und verblüffend auch in der Einfachheit und Stringenz der künstlerischen Konzepte.

Um ins Schlaraffenland zu kommen, muss man sich erst durch einen Berg von Grießbrei essen. Daran erinnern die Bildschirmerarbeiten von Elisabeth Mathewes. Erst füllt Salat die

ganze Bildfläche, grün, rot und weiß, Radieschen, Tomaten, klein geschnittener Kohl, ein Stillleben. Irgendwann beginnt diese Fläche leicht zu atmen, Geräusche werden langsam als Abbeißen und Kauen kenntlich, dann taucht das Gesicht einer Frau auf, sich von unten durch den Berg von Salat essend.

Mathewes kehrt die Größenverhältnisse um in der Beziehung zwischen dem Körper und den Quellen seiner Nahrung, sie überwuchert und umpflügt ihn – das Fleisch des Menschen wird zu einer Fußnote der Materie. Das Anrichten auf dem Teller, das auch etwas von einer symbolischen Beherrschung der Nahrung hat, entfällt. In einem zweiten Video liegt die Künstlerin in einem Bottich voller Milch, fast eckelt man sich ein wenig vor dem, was bleich wie Bratwurst aus der Milch auftaucht. Sie liegt zusammengekrümmt wie ein Embryo. Später denkt man, dass

Das Fleisch des Menschen wird zu einer Fußnote der Materie

die Szene auch etwas von der Simulation einer Geburt hat, aus dem Fruchtwasser ins Freie.

Auf dieses Video starren in der Kommunalen Galerie in Wilmersdorf auch ein Schwein mit blauen und ein Bambi mit braunen Glasaugen, kullerrund und riesig. Die Tiere sind lebensgroß, mindestens, und mit Füllwolle ausgestopft. Sie gleichen ins Monströse gewachsenen Kuschtieren, die Nachahmung des Lebendigen bekommt etwas Grotteskes. Für ihre Form hat sich Katharina Moessinger an Stofftieren orientiert, deren Schnittmuster vergrößert, stilisierte Hufe und Schnauzen beibehalten – und die Tiere dann aus ge-

gerbten Fellen der lebendigen Vorbilder genäht.

Das ist von gruseliger Niedlichkeit und lässt viel von den Widersprüchen im Verhältnis unserer Gesellschaft zum Tier anklingen. Von der gespielten Nähe zu Haus- und Kuschtieren, von dem weggeblendeten Verhältnis zu den Nutztieren, von ihrer Vertreibung aus der realen Umwelt – wie beim Bären – und ihrer Rückkehr als Sensation und Ereignis im Zirkus etwa.

Aber nicht nur den Ambivalenzen im Verhältnis zum Tier gibt Moessinger eine Projektionsfläche in ihren Objekten, sondern sie reflektiert auch das Verhältnis der Skulptur zur Abbildbarkeit der Welt. Die verwendeten Tierfelle rücken die Skulpturen in die Nähe von Trophäen, die Stofftierschnitte in die Nähe von Massenware – und beides wird bei Moessinger zu Konkurrenten der Kunst im Streit über die Deutungshoheit über das

Tier – zwei Konkurrenten, die sie sehr ernst nimmt.

Zusammengebracht unter dem passenden Titel „Übermaß“ hat die beiden Künstlerinnen der Verein Frauenmuseum Berlin, ein regelmäßiger Gast der Kommunalen Galerie. Katharina Moessinger, Jahrgang 1974, hat an der UdK in Berlin studiert und ist mit ihren Tierstücken schon durch Projekträume und Museen gewandert; Elisabeth Mathewes (geboren 1983) setzt an der Kunsthochschule Weißensee ihr Studium der Bildhauerei noch bei Else Gabriel und Thaddäus Hüppi fort. Ihr Miteinander ist inspirierend, weil bei beiden so viel Alltagsnähe und ein so konkreter Blick auf die Dinge stecken.

KATRIN BETTINA MÜLLER

■ Kommunale Galerie Berlin, Hohenzollerndamm 176, Di.–Fr. 10–17 Uhr, Mi. 10–19 Uhr, So. 11–17 Uhr, bis 6. Januar. Vom 25. 12. bis Neujahr geschlossen